

# Illustrirtes Unterhaltungsblatt



Sonntags-Beilage zur Ostdeutschen Presse  
und deren Sonder-Ausgaben.

Verlag der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Gruenwald in Bromberg.

## Cräume.

Ein alter Mann mit silberweißem Haar  
Und langen Bart — so hab ich dich gedacht,  
Als ich ein thöricht Mädelchen noch war.  
Ich malte mir in mancher lieben Nacht  
Den Himmel aus mit seinen weiten Räumen,  
Darin an hohen, wunderlichen Bäumen  
Die Sternlein hingen; eine goldne Pracht  
Erlängte rings, und tausend Glöckchen klingen  
Bei jedem Windhauch lieblich an zu klingen.

Auch Wunderblumen, herrlich anzuschauen,  
Erläuteten dort auf goldnen Auen,  
Und ungezählte Englein flogen sacht  
Dort aus und ein auf weichen, weißen Schwingen.  
Was hatten die für ein gesegnet Leben!  
Den ganzen Tag so durch den Himmel schweben  
Und Sternlein pflücken und die schönen Tiefen  
Des Himmelsreichs mit goldnen Körnchen gießen.  
Ach, herrlich wars, davon zu träumen!

Auch ich flog still und artig hin und her  
Und dachte, daß, verzeih mir Gott die Sünde,  
Ich ein besonders hübsches Englein wär,  
Daß deinem Herzen ganz, ganz nahe stünde!  
Du nimmst uns Kleinen ab- und auf den Schoß,  
Erzähltest uns die herrlichsten Geschichten —  
Viel schöner als die Erdenmenschen dichten —  
Und seine Augen leuchteten so groß  
Wie Sonnen auf, und deine Hände hegten

Uns liebevoll bis wir, des Lauschens müd,  
An deinem Herzen uns zur Ruhe legten. —  
Ins Leben bin ich längst hinaus geschritten.  
Dein liebes Bild ist zögernd mir entglitten,  
Die Englein flogen alle, alle fort,  
Doch manchmal seh ich noch im tiefen Traume  
Die Sternlein blißen hoch am Himmelsbaume  
Und höre deiner Ei. be. Vaterwort.  
Anna Ritter.

## Ein Reporterstreich.

[Nachdruck verboten.]

Von Frank Marshall White. Autorisierte Uebersetzung von Margarethe Kraus.

In einem Sonntag im März 1886, es war gerade zwei Uhr nachmittags, stürzte der Chefredakteur der „New Yorker Times“ in höchster Aufregung aus seinem Arbeitszimmer auf die Reporterstube, eine offene Depesche in der Hand. Das große Zimmer war fast leer. Nur ein Lokalredakteur saß an seinem Pult und von den dreißig Reportern, über die das Blatt verfügte, standen nur zwei im Gespräch an einem Fenster. „Wo zum Kukuck sind denn die Leute alle heute nachmittag, Mr. Renny?“

Der Redakteur, an die hitzigen Ausbrüche seines Gebieters schon gewöhnt, erwiderte achselzuckend: „Sonntag! — Die Hälfte hat frei für den Tag — die andern brauchen erst um 3 Uhr hier zu sein.“

„Herrgott, das ist ja rein zum ...“ schrie der Chef und fuhr sich wütend durch die buschigen Haare. „Da haben wir nun die größte Sache seit die „Sewanhaka“ im Sund verbrannte, und nur elende zwei Mann zur Verfügung! Zehn müßte man wenigstens hinaus-schicken! Lesen Sie bloß das, Renny,“ und er warf dem Lokalredakteur die Depesche zu.

Der junge Mann fing sich auf und las halblaut:



Koketterie. Von A. Klempner.

„Fire Island, 14. März.“

Dampfer Oregon von Liverpool mit 300 Passagieren 1. Kl. sank heute morgen 12,45 bei Watch Hill. Deutscher Dampfer „Julda“ hat Passagiere aufgenommen.“

„Kreuz und Bomben noch mal, das ist 'ne große Sache! Da ist keine Zeit zu verlieren. Ich mache mich sofort auf den Weg und nehme hier Fielders und Bronson gleich mit.“

„All right!“ knurrte der Chefredakteur, der allmählig sein kaltes Blut wieder gewann. „Zhr drei geht hinunter nach der Batterie oder am Pier entlang und chartert einen Schleppdampfer. Wenn die „Julda“ heute morgen die Passagiere vom „Oregon“ aufgenommen hat, dann muß sie jetzt ungefähr in der Nähe von Sandy Hook sein. Zhr nehmt also einen Dampfer, fahrt der „Julda“ entgegen und versucht an Bord alle Einzelheiten zu erfahen. Sobald die anderen Leute hier antreten, werde ich einen oder zwei Mann nach Fire Island und der Quarantäne-Station schicken, und für alles übrige werde ich auch sorgen. Es sind übrigens auch einige sehr bekannte Leute an Bord. Also jedenfalls eine große Sensation für den langweiligen Montag.“

„Wird alles besorgt.“ sagte Mr. Kenny, während er einen gehörigen Block Schreibpapier in seine Ueberziehtasche schob und eine Handvoll Bleistifte von seinem Schreibtisch nahm. Auch die beiden Reporter schlüpfen in ihre Röcke und versahen sich ebenfalls genügend mit Schreibmaterial.

„Wir werden ungefähr hundert Dollar haben müssen für den Schlepper und so weiter.“ sagte Mr. Kenny.

Der Chef schrieb eine Anweisung auf diese Summe für den Kassierer, und die drei jungen Leute machten sich im Geschwindigkeitsschritt auf den Weg.

Als sie das Haus verließen, waren es gerade noch zwölf Stunden, bis das Blatt in den Druck ging. In dieser Zeit mußten alle Einzelheiten über die Schiffskatastrophe, die die ganze erste Seite des Blattes zu füllen hatten, gesammelt und niedergeschrieben werden.

Der Chefredakteur hatte versprochen, „er würde für alles übrige sorgen.“ damit wollte er sagen, daß er andere Reporter schicken würde, um bei den Agenten der Dampferlinie, zu der der „Oregon“ gehörte, alle Details betreffs dessen Bauart, Leistungsfähigkeit, kurz jede Einzelheit über dessen bisherige Geschichte zu erfahren. Nur wenige Leser können sich vorstellen, wenn sie beim Frühstück die Zeitung in die Hand nehmen und den Inhalt überfliegen, wie viele Köpfe und Hände beschäftigt, und wie viele Hindernisse zu überwinden waren, um ihnen über die Ereignisse des vorher gegangenen Tages so ausführlich berichten zu können.

Der schwerste Teil der Arbeit ruhte aber in diesem Falle doch auf den Schultern der drei jungen Leute, das wußten sie; und sie wußten auch, daß sie nicht allein mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben würden, um die Neuigkeiten zu erlangen, sondern, daß auch jeder von ihnen, ehe die nächsten zwölf Stunden um waren, noch 3—5000 Worte zu schreiben hatte. — — —

Das Leuchtfeuer von Fire Island, von woher das Unglück des „Oregon“ zuerst gemeldet worden war, ist das erste, das dem Reisenden auf der Fahrt nach Newyork entgegenstrahlt. Nahe dabei ist ein Observatorium, auf dem Angestellte der Vereinigten Presse Tag und Nacht Wache halten, um sofort nach Newyork zu melden, sobald ein Schiff in Sicht kommt.

Die Entfernung von dem Leuchtturm nach Sandy Hook, das alle Schiffe passieren müssen, um in die Lower Newyork-Bay zu gelangen, beträgt ungefähr 25 Seemeilen, während die Entfernung von Newyork nach Sandy Hook nicht ganz 15 Meilen beträgt. Da die „Julda“ mit den Passagieren des „Oregon“ an Bord wahrscheinlich Fire Island schon passiert hatte, als man von dort die Depesche abhandelte, war selbst dann herzlich wenig Aussicht, den Dampfer noch zu treffen, ehe er die Quarantäne-Station erreichte, wenn die jungen Leute sofort ein Schleppschiff bekamen. In diesem Falle konnten sie vielleicht noch die anderen Blätter übertrumpfen; waren sie aber gezwungen zu warten, bis die „Julda“ bei der Quarantäne ankam, dann hatten sie absolut nicht mehr Chance, als alle die andern auch, denn sie wußten wohl, daß die Nachricht über das Schiffsunglück an alle Blätter zur selben Zeit gesandt worden war.

Alle einlaufenden Schiffe sind gezwungen, an der Quarantäne-Station bei Staten Island stille zu liegen, bis die Gesundheitskommission des Hafens selbst an Bord gewesen ist und sich überzeugt hat, daß keine ansteckenden Krankheiten auf dem Schiffe herrschen. Dorthin begeben sich denn auch die Reporter gewöhnlich, wenn sie von einlaufenden Dampfern die ersten Neuigkeiten haben wollen. Sie können diese natürlich noch früher erhalten, wenn sie einen Schleppdampfer nehmen und noch über die Quarantäne-Station hinaus dem Dampfer entgegenfahren.

Als die drei Reporter auf der Straße anlangten, nachdem Kenny sich den Chef an der Kasse hatte auszahlen lassen, gingen sie ganz gemächlich Schritte durch City Hall Park, um ja nicht etwa die Aufmerksamkeit ihrer Kollegen zu erregen, die hier in

Newspaper Row möglicherweise aus ihren Fenstern hinaus auf den Broadway blickten. Sobald sie aber hinter dem Postgebäude angekommen waren, setzten sie sich in Trab in der Richtung nach dem North-River zu.

Es war einer jener Wärtage, an denen die Sonne sich anstrengt, alles zu erwärmen, und der Wind sein möglichstes thut, um dieses zu verhindern, jedenfalls durchaus nicht ein Tag, wie man ihn aus freien Stücken zu einer Fahrt in einem Schleppboot nach Sandy Hook wählen würde.

Als die drei Weststreet erreichten, blies ihnen ein scharfer Ost entgegen, und die Schiffe am Pier schaukelten heftig und rissen ungeduldig an ihren Ankerketten. Aber kein Schleppboot war zu erblicken, und Kenny frug einen in der Nähe stehenden Mann, ob er wüßte, wo man ein solches mieten könnte.

„Das wird 'ne ziemlich schwierige Sache sein.“ meinte dieser; „alle, die nicht draußen sein müssen, liegen verankert und haben jetzt kein Feuer aufgemacht; und die Mannschaften sind in die Sonntagschule gegangen.“

Der Gedanke daran, und daß es an einem solchen Tage besonders schwierig sein würde, ein Boot zu bekommen, rief große Bestürzung bei den jungen Leuten hervor.

„Auf alle Fälle wird weiter gesucht.“ sagte Kenny entschlossen. Wiederum setzten sie sich in Trab, zum großen Erstaunen der Sonntagsbummler in der West Street. Aber schon als sie in die Rector Street einbogen, mäßigten sich ihre Schritte und ihre Gesichter heiterten sich auf, als sie ein Boot erblickten, aus dessen Schornstein der Rauch kräftig in die Höhe stieg, und das direkt auf den Pier zusteuerte. Nun eilten sie nach dem Ende des Piers und riefen den Kapitän an, einen jungen, gutmütig aussehenden Menschen. Kenny fragte, wie viel er verlangte, wenn er sie bis nach Sandy Hook zur „Julda“ brächte.

Der Kapitän wollte zuerst nichts von der Partie wissen: seine Leute seien seit dem frühen Morgen unterwegs gewesen und jetzt ermüdet. Aber Kenny machte ihm in solch' beredten Worten klar, daß es geradezu seine Bürgerpflicht sei, sie zur „Julda“ zu fahren, und versprach ihm hoch und teuer, sein Name würde am nächsten Tage in der Zeitung genannt, und alle Leute, die den Bericht über den „Oregon“ läsen, würden ihn für sehr „smart“ erklären, so daß der Kapitän sich schließlich unstimmen ließ. — — —

Es war schon nach elf Uhr nachts, als sie endlich auf die „Julda“ stiegen. Sie riefen das Schiff an. Sofort erhielten sie Antwort, die Treppe am Fallreep wurde herabgelassen, und eine Minute später standen alle drei auf dem Verdeck der „Julda“, wo sie bereits der Kapitän des Schiffes und der Schiffsarzt, umdrängt von Passagieren, erwartete.

Der Kapitän legte grüßend die Hand an die Wütke, als Kenny mit Fielders und Bronson ihm entgegentrat und sagte höflich: „Guten Abend, Herr Doktor!“

„Teufel noch mal!“ flüsterte Fielders Bronson zu, „ich dacht' es mir schon halb und halb — die glauben, wir seien die Gesundheitskommission.“

„Ich fürchte, Sie irren sich in unserer Person.“ begann Kenny. „Wir sind Vertreter der „Newyork-Times“ und kamen hierher, um näheres über das Unglück des „Oregon“ zu erfahren, da wir hörten, Sie hätten dessen Passagiere an Bord Ihres Schiffes genommen.“

„Was?“ schrie der Kapitän, dessen Höflichkeit sofort verschwand, „wissen Sie denn nicht, daß das Gesetz es verbietet, im Hafen an Bord eines Dampfers zu kommen, ehe nicht die Gesundheitskommission dagewesen ist, und daß es mir ebenfalls verbietet, Sie an Bord zu nehmen?“

„Nein, daran dacht' ich wahrlich nicht.“ erwiderte Kenny unrichtig. „Aber da wir nun einmal hier sind, teilen Sie uns vielleicht das nähere mit, und erlauben uns auch, einige Passagiere des „Oregon“ zu interviewen.“

Alle drei wandten ihre ganze Ueberredungskunst auf, um den Kapitän zu ihren Gunsten zu stimmen, ließen auch ganz behutsam durchblicken, daß man am nächsten Tage sein Bild in der Zeitung bringen werde; dieser blieb aber dabei, daß es seine Pflicht sei, sie in Arrest zu nehmen und sie als Gefangene der Gesundheitskommission, sobald diese an Bord komme, auszuliefern. Schließlich aber erlag er doch der Zungenfertigkeit der drei Reporter, und in kurzer Zeit hatten diese alle nötigen Einzelheiten über das Schiffsunglück erfahren, die Liste der Passagiere zusammengestellt, und die verschiedenen männlichen und weiblichen Berühmtheiten interviewt.

Mittlerweile setzte die „Julda“ ihren Kurs nach der Quarantäne-Station fort. Da aber das kleine Dampfboot, das sie hergebracht hatte, sich dicht an der Seite des großen Schiffes hielt, blieben die drei Eindringlinge vorläufig noch an Bord, ließen sich an dem großen Tisch im Speisesaal nieder und brachten die Ereignisse zu Papier.

Kenny verfaßte die Einleitung des Berichtes und beschrieb, wie das Unglück sich ereignete. Bronson schilderte die Szenen an Bord und die Rettung der Schiffbrüchigen; und Fielders beschränkte

sich darauf, die Interviews mit den Offizieren und Passagieren wiederzugeben. — — —

Es war mittlerweile zwei Uhr morgens und die höchste Zeit geworden, daß sie wieder an Bord ihres Bootes gingen, um möglichst rasch nach der Stadt zurückzukehren.

Da ereignete sich etwas, worauf selbst die nie verlegenen Reporter nicht gefaßt gewesen waren. Als sie nämlich auf dem Verdeck anlangten und ihr Boot anriefen, das sich noch immer tapfer an der Seite der „Zulda“ hielt, kam ein Maat auf sie zu und teilte ihnen in höflichem Tone mit, daß der Kapitän bestimmten Befehl gegeben habe, ihnen das Verlassen des Schiffes erst dann zu erlauben, wenn die Gesundheitskommission an Bord gewesen sei.

Sie waren wie vom Blitze getroffen. Wenn sie wirklich warteten, bis die „Zulda“ bei der Quarantäne-Station anlegte, war es viel zu spät, um in der Morgenausgabe noch einen Bericht zu bringen, und alle die aufgewandten Kosten und Mühen wären rein umsonst gewesen! Sie beschworen den Maat sie freizugeben; aber alle Vorstellungen blieben fruchtlos, und der Kapitän auf seiner Brücke lehnte es einfach ab, sie anzuhören. Er würde gegen das Gesetz handeln, erklärte er, wenn er ihnen erlaubte, die „Zulda“ jetzt zu verlassen, und damit basta.

Es blieb den jungen Leuten nunmehr nichts anderes übrig, als sich mit dieser Entscheidung zufrieden zu geben; aber eine tiefe Niedererschlagenheit bemächtigte sich ihrer.

Zielders, der über das Gelände gebeugt gestanden und sein Auge von dem kleinen Schleppboot verwendet hatte, das „ach, so nah“ und doch so fern“ war, richtete sich plötzlich auf und begann angestrengt nachzudenken. Er war, wie beiläufig erwähnt sein mag, ein junger Mensch von drei oder vierundzwanzig Jahren, trotz seiner Schmächtigkeit sehnig wie ein junges Raubtier und unter seinen Kollegen als der beste Turner und Wettkämpfer bekannt, der sich schon mehrere Kreise bei Sportkämpfen geholt hatte.

Nun stand er und sah hinab auf das kleine Schleppboot, das mindestens 30 Fuß tiefer als das Verdeck des großen Dampfers lag; er merkte, daß die „Zulda“ ihre Fahrgeschwindigkeit bereits verstärkt, was er warten ließ, daß sie ihre kleine Begleiterin bald hinter sich lassen würde, und er berechnete die Entfernung, die noch zurückzulegen war. Dann ging er hinüber zu Kenny und Bronson, die stumpf und mißmutig das Arbeiten der Maschinen beobachteten, und sagte: „Gebt mal eure Manuskripte her, Kinder.“

„Was willst Du denn damit?“ fragte Kenny aufblickend.

„Sie auf die Redaktion bringen,“ erwiderte Zielders in ruhigstem Tone. „Wir können doch nicht zugeben, daß wegen dieses deutschen Seebärs eine große amerikanische Zeitung um ihre Neuigkeiten kommt. Das wäre ja eine Schmach und Schande für uns alle!“

„Aber wie willst Du es möglich machen, nach der Redaktion zu kommen?“ fragte Kenny, dessen gesunkene Lebensgeister sich wieder zu heben begannen. „Dort die vier großen Matrosen haben Befehl uns zu bewachen, und die Falltreppe ist auch aufgezogen.“

„Eben deshalb werde ich über Bord springen, hinunter auf unser Boot,“ erwiderte Zielders mit derselben Ruhe. — „Seht Ihr dort das Licht? Das ist schon die Quarantäne. In einer oder zwei Stunden werden mindestens fünfzig Reporter an Bord herumwimmeln und mit der größten Leichtigkeit alles erfahren, wofür wir so viel Geld, Zeit und Mühe aufgewendet haben. . . Also, hört: ehe sich die Matrosen versehen, setze ich über das Gelände weg, erfasse im Springen einen von den schrägen Stags, die den Schornstein auf unserem Dampfer halten

und turne daran hinunter. Die Sache ist viel leichter, als sie aussieht.“ — „Aber Mensch, wenn Du um einen Zoll fehlgreiffst, kostet es Dein Leben,“ sagte Kenny erschrocken.

„Grund genug für mich, nicht fehl zu greifen,“ gab der andere zurück. „Vorwärts, rasch, gebt mir eure Wünsche her; Zeit ist keine zu verlieren.“

Seine Zuberächtlichkeit zerstreute die Bedenken seiner Gefährten. „Die Sache ist ja tollkühn genug,“ meinte Kenny kopfschüttelnd, „aber — Herrgott, Du bist ja ein Hauptkerl in solchen Dingen, und es steht viel für uns auf dem Spiel. . . Hoffentlich glückt!“ Damit händigten beide Zielders ihre Manuskripte ein; dieser schob das kostbare Paket vorsichtig in die innerste Rocktasche und knöpfte dann den Rock fest darüber zu. Dann nahm er Hut und Ueberzieher ab und bat, ihm diese Dinge nachzuwerfen, da sie ihm jetzt beim Springen hinderlich sein würden.

Jeder, der einmal ein kleines Schleppboot an der Seite eines großen Ozeandampfers gesehen hat, kann die Gefahr er-

maßen, die mit Zielders Vorhaben verbunden war. Der obere Rand des Schornsteins ragte noch nicht einmal bis zur Verdeckhöhe der „Zulda“, und Zielders mußte mindestens fünfzehn Fuß tief springen, ehe er einen der schrägen, eisernen Träger, die den Schornstein hielten, fassen konnte. Griff er daneben, dann mußte er unfehlbar auf das Verdeck des kleinen Dampfers aufschlagen und konnte sich dabei Hals oder Rückgrat brechen, oder es konnte auch passieren, daß er zwischen die beiden Schiffe zu fallen kam, denn er mußte ja nicht allein in die Tiefe, sondern mindestens zehn Fuß weit hinauspringen, da das kleine Boot sich während der Fahrt nicht ganz hart an das große halten konnte. Dabei erhöhte sich mit jedem Augenblick noch die Fahrgeschwindigkeit der „Zulda“ und der kleine Dampfer fing bereits an etwas zurück zu bleiben. Eine Anzahl von Passagieren, die inzwischen auf das Verdeck gekommen waren, um nach den Lichtern der Quarantäne-Station auszuweichen, sahen mit Entsetzen, wie Zielders plötzlich einen Anlauf nahm und sich im nächsten Augenblick auf die Brüstung des Verdeckes geschwungen hatte. Nur eine Sekunde lang brauchte er, um den Abstand mit den Blicken zu messen, dann stieß er sich mit gleichen Füßen ab und verschwand in der Tiefe.

Mes schrie entsetzt auf und eilte nach der Stelle, an der er verschwunden war. Kenny und Bronson getrauten sich nicht hinunter zu blicken.

„Wir sind mit Schuld, wenn er tot ist,“ dachte ein jeder von ihnen zitternd. — — —

Aber Zielders war nicht tot. Als die entsetzten Zuschauer auf der „Zulda“ sich über die Brüstung beugten und hinabbläkten, sahen sie ihn eben noch an der eisernen Stange hinuntergleiten: eine halbe Minute später war er auf dem Verdeck angelangt und nahm die stürmischen Glückwünsche des überraschten Kapitäns und der Mannschaft entgegen. Nur die inneren Handflächen waren ihm zerschunden und bluteten, aber das machte ihm nichts, er hatte ja sein Geschriebenes schon in der Tasche. . .

Es war halb vier Uhr morgens, als das kleine Schleppboot mit Zielders an der Batterie landete; aber schon vor vier Uhr waren die Manuskripte in den Händen der Setzer und diese Hals über Kopf bei der Arbeit.

Und so kam es, daß die „Newyork-Times“ das einzige Newyorker Blatt war, das schon am Montag Morgen auf sechs Druckspalten alle Einzelheiten über das Unglück des „Oregon“ berichten konnte.



Raiffeisen-Denkmal in Heddesdorf-Neuwied.

# Das schwarze Herz.

Novelle von A. Schoebel.

[Nachdruck verboten.]

In trübe Gedanken verloren, schlenderte ein Mann durch die Gänge des Stadtparkes. Neben ihm sanken die Blätter zu Boden, leis, schattenhaft, gespenstisch. Herbstblätter, welk, die einst im Sonnenschein gerauscht.

Herbstlich, welk erschien auch dem Manne das Leben. In seinem Beruf freilich, da war ihm manches geglückt, da hatte er erreicht, was sein Ehrgeiz erstrebt. Sein Name hatte Klang in der Welt der Wissenschaft — vor wenigen Tagen war er zu einer Professur berufen worden. Aber sein Dasein, das war einsam. Weltfremd hatte er gelebt, ein Stubenhocker, ein Bücherwurm von Jugendtagen her. Seinem Aeußeren haftete nichts an, was Frauentöpfe zu ihm hätte wenden können, in seinem Wesen lag so viel Schüchternheit, daß er es nicht wagte, sich in eine Reihe mit den Kühnen, den Mutigen und Unternehmenden zu stellen.

So manche anmutige Erscheinung war ihm gefährlich geworden, er hatte viel Herzblut vergossen in stillem Entsagen. Nun war er müde geworden, nun hoffte er nichts mehr. Wunschlos gedachte er seinen Weg zu gehen, einsam sein Leben zu beschließen. Und doch war er nicht alt, kaum vierzig.

Langsam sank die Dämmerung, den letzten, rötlichen Tageschein verschleiernd. Und weiter fielen die Blätter still, geräuschlos, gespenstisch.

Professor Friedrich Ignatius schritt langsam vorwärts. Mit seinem Stock rührte er mechanisch in dem gelben und roten Laub umher, das die Wege fast leuchtend hell machte, wie Zauberpfade. Kleine bunte Wellen krudelten auf und ließen den braunen Sand des Bodens sehen.

Plötzlich stieß der Stock gegen etwas Hartes. Der Professor bückte sich. Zwischen den welken Blättern, gleichsam begrenzt von verwesendem Laub, lag ein schwarzes Herz, eine Kapsel aus dunklem Silber mit einem winzigen Brillantsternchen.

Ein Druck auf die Feder: das Herz öffnete sich und zeigte in seiner linken Hälfte eine blonde Locke, in der rechten ein Frauenbildnis. Der Professor hob die Kapsel nahe zu seinen etwas kurzfristigen Augen. Der letzte Tageschimmer ging über das Antlitz der Dargestellten und färbte es mit leiser Lebensfarbe.

Merkwürdige Züge! Von Stolz gleichsam geschwellt und daneben ein weiches, betrübtes Mündchen, Lippen, die sich schnten nach Zärtlichkeit und Küßen, Augen, die von heimlichem Weinen erzählten.

Friedrich Ignatius stand und betrachtete das Bild und konnte sich nicht genug thun mit Schauen.

Da erlosch plötzlich der Tag. Es wurde finster, ganz plötzlich, wie es der Herbst mit sich bringt.

Der Professor schloß die Kapsel und steckte sie in seine linke Westentasche. Sein Herz pochte gegen das fremde schwarze Herz jugendlich lebhaft, rasch, immer rascher.

Mit unruhigen Schritten wandte er sich der Stadt zu. An dem Abend ging er nicht zu seinen Freunden an den Stammtisch. Eine gehobene Stimmung beherrschte ihn, er empfand etwas Feierliches, etwas, das keine Störung vertrug, keine profane Berührung.

Nachdem er zu Nacht gegessen, legte er das schwarze Herz vor sich hin und betrachtete den Frauentopf darin. Schließlich hob er die beiden Glasplättchen ab — das Bildnis und die Locke fielen heraus.

Der Professor erschraf fast, als er das weiche dicke Haar zwischen seinen Fingern spürte. Ein seltsames Gefühl erregte ihn. Etwas Lebendiges, etwas Körperliches war ja diese Locke. Sie war vom Haupt einer lebenden Frau geschnitten.

Einer lebenden Frau? Wer bürgte ihm dafür? Konnte das schwarze Herz nicht dem Andenken einer Toten gewidmet sein?

Hastig griff er nach dem Bildchen, wendete es —, keinerlei Inschrift oder Widmung zeigte sich darauf, nur die Firma eines bekannten Photographen zeigte sich auf der Rückseite.

Als der Professor schlafen ging an dem Abend, legte er das schwarze Herz neben sein Bett. Es spielte noch eine Rolle in seinen Träumen. Er sah es wachsen, wachsen und eine Frauengestalt entlassen — hoch und schlank und in einen Mantel wallenden blonden Haares gehüllt. Er breitete die Arme aus nach der Gestalt — da erwachte er.

Sein Entschluß stand im Augenblick fest. Mit dem frühesten, noch bevor er zur Univerſität ging, wollte er bei dem Photographen vorsprechen, der das Bild angefertigt, ihn befragen, wen es darstelle. Das Herz mußte seinem Eigentümer oder derjenigen, die es verschenkt hatte, zurückerstattet werden auf jeden Fall. Er konnte sich unmöglich der Fund-Unterschlagung schuldig machen, so sehr es Friedrich Ignatius auch lockte, mindestens das weiche blonde Haar, daß sich ordentlich zärtlich um seinen Finger geringelt hatte, zurückzubehalten.

Schnell und bereitwillig gab der Photograph die gewünschte Auskunft. Die Dame, welche das Bild darstelle, sei eine Frau Thalberg. Zur Zeit der Anfertigung des Bildes habe sie in der Parkstraße 13 gewohnt, Villa Sansjoui.

Der Professor klappte das Herz zu. „So. Ich danke Ihnen.“ Und er entfernte sich hastig. Am liebsten hätte er die schwarze Kapsel wieder an den Fundort zurückgetragen, zu den verdorrten Blättern. Kein Gedanke daran war ihm gekommen, daß das Urbild des kleinen Porträts verheiratet sein, einem Manne angehören könne.

In tiefer Verstimmung begab sich der Professor Ignatius an sein gewohntes Tagewerk, hielt seine Vorlesung im Hörsaal der Univerſität und lockte auf die jugendlichen Gesichter der Studenten Fröhlichkeit, indem er bedeutendere Proben seiner sprichwörtlichen Zerstreuung ab-

legte als sonst. Dann machte er einen kleinen Spaziergang und entschloß sich endlich, in Villa Sansjoui anzuklopfen, um das schwarze Herz abzuliefern. Er hätte Jahre seines Lebens geben mögen, um die Frau mit dem Stolz in den Zügen und den zärtlichen Augen einmal zu sehen. Vielleicht gelang es. Mindestens wollte er einen Versuch machen.

Er übergab dem öffnenden Diener seine Karte mit der Bitte, ihn der gnädigen Frau zu melden.

Die ganze Gleichgiltigkeit vornehmer Diensthboten auf dem Gesicht, entgegnete der Gallonier, daß die Gnädige seit etwa einem Jahr nicht mehr hier wohne. Herr Thalberg sei gestorben, der größere Teil der Erbschaft und das Haus an die Brüder des Toten gefallen.

Der Professor bekam einen Ruck durch den ganzen Körper. „Tot, gestorben. Vor einem Jahr. Und wo wohnt die gnädige Frau jetzt?“

Er notierte sich die Adresse, dann ging er davon, mit leichten jugendlichen Schritten, wie beschenkt. Und sein Herz klopfte abermals gegen das fremde Herz, so rasch, wie es seit seinen Studententagen nicht gethan, als ihm der Himmel noch voller Geigen hing.

Es war ein einfaches Haus, das die verwitwete Frau Thalberg bewohnte, aber lauschig inmitten eines buschigen Gärtchens gelegen.

Nur wenige Minuten hatte der Professor in einem mit sehr viel persönlichem Geschmack eingerichteten Salon zu warten, als ihm das Urbild des Porträts entgegentrat, schlicht und bescheiden gekleidet, und doch wie im Festschmuck durch die Krone reicher blonder Zöpfe, welche festgeflochten über der Stirn lagen.

„Ich habe nicht die Ehre, Herrn Professor Ignatius zu kennen,“ jagte eine zögernde Stimme.

Der Angeredete verfügte zum ersten mal in seinem Leben über Formen, Weltgewandtheit. Ein Löwenmut erfüllte ihn, gab seinen Augen Feuer.

„Es ist auch nicht als ein Zufall, der mich hierherführt, meine gnädigste Frau.“ Er griff in seine Westentasche. Sonderbarerweise empfand er keinen Schmerz, als er sich nun anschickte, sich von dem Herzen und dessen köstlichem Inhalt zu trennen. „Gestern fand ich auf einem wenig betretenen Wege des Stadtparks dieses Herz, und es gelang mir mit Hilfe des Photographen festzustellen, wen das darin enthaltene Porträt darstellt. — Sie, meine Gnädigste.“

Die junge blasse Frau errötete jäh beim Anblick der Kapsel. Dann senkte sie den Kopf.

„Sie haben das Herz gefunden, Sie? Wie merkwürdig.“ Und sie verstumte.

Durch das Zimmer huschten Sonnenstrahlen, spannen Netze um die zwei Menschen — — — Die alte Verlegenheit wollte zu dem Professor zurückkehren, da hob die junge Frau entschlossen den Kopf. „Ich will aufrichtig sein. Ich habe an dieses Herz einen Aberglauben geknüpft, in dem Augenblick, als sein Besitzer es achtlos fortwarf.“ Sie legte die Kapsel auf den Tisch, der neben ihr stand. „Ich — ich war keine glückliche Frau. Und in jugendlicher Verblendung reichte ich einem Manne die Hand, weil seine Außenseite bestechend war, weil alles glänzte, was er mir bieten konnte. Zurechtbare Enttäuschungen folgten einem kurzen Glück, — mein Stolz wurde bis in den Staub gebeugt. Nach schweren Kämpfen faßte ich den Entschluß, in die Einfachheit meiner Mädchenjahre zurückzukehren. Doch ehe ich eine Trennung ins Werk setzen konnte, kam eine gewaltige Hand und handelte für mich — die Hand es Schicksals. Mein Mann starb plötzlich, — von einem Gelage fort holte ihn sich der Tod. Es hatte heftige Aussprachen zwischen uns gegeben, immer wieder bestürmte mich der Anselige, ihn nicht zu verlassen, trotzdem seine Handlungen niemals auf echte Reue deuteten. Bei einer derartigen Auseinandersetzung, die der Diensthoten wegen im Park stattfand, brachte meine kühle Haltung den schon Aufgeregten in Wut. Er schlenderte das Herz mit meinem Bild, das er bis dahin an der Uhrkette getragen, von sich. — Es war ein Geschenk von mir, das letzte, mit dem ich ihn hatte mahnen wollen an seine Pflicht, die er nur zu oft vergaß. Ich sah das Herz durch die Luft fliegen, ich sah ein paar welke Blätter darauf niederfallen, es verbergen.“ Die junge Frau blickte klar und ehrlich in die Augen des vor ihr Stehenden. „In dem Moment knüpfte ich einen Aberglauben an den verschwundenen kleinen Gegenstand. Wer mir das Herz etwa wiederbringen würde — woran ja kaum zu denken war — der sollte mein Freund werden, wenn es ein Mann, meine Freundin, wenn es eine Frau wäre.“

Der Professor verneigte sich. „Ich hoffe, mich dieser Ehre nicht unwürdig zu zeigen, gnädigste Frau.“ Eine stürmische Freude erfüllte seine Brust. Dankbar nahm er den Platz an, der ihm geboten wurde.

Ein ungezwungenes Gespräch entspann sich. Diese reizende Frau, die früh den Glanz und die Pracht, das Talmi am Leben verachten und von sich werfen gelernt hatte, gab sich so natürlich, daß der Professor einen guten Kameraden vor sich zu sehen glaubte, mit dem er über alles sprechen konnte, was ihn erfüllte.

Und das schwarze Herz lag auf dem Tisch zwischen beiden. Einer der so reich ins Zimmer fallenden Sonnenstrahlen küßte es plötzlich und ließ den Stern in seiner Mitte ausleuchten.

Da erhob sich der Professor.

Aber er kam wieder. Oft. Bald täglich. Und als sich der Herbsttag jährte, an dem er unter dem roten Herbstlaub das schwarze Herz gefunden, da standen an der einsamen Wegstelle zwei hohe Gestalten, Arm in Arm: Herr und Frau Professor Ignatius.



Friede. Nach dem Gemälde von K. Raupp.

## Das Pflegekind.

Roman von Elisabeth Meyer-Förster.

[Fortsetzung.]

[Nachdruck verboten.]

Sie stützte den Kopf in die Hände, bedeckte die Ohren, und brütete vor sich hin.

Wo war das glänzende Leben, das sie sich erträumt hatte, geblieben?

Mangel und Jammer gingen neben diesem freien Wanderleben her; ihr Leichtsinns hatte ihr wohl bisher über die Berge geholfen, aber der heutige Abend war wie ein Mahnruf für sie geworden; Spott und Hohn in einer Stunde, da sie so sehr des Trostes bedurft hätte. Teilnahmslosigkeit bei allen diesen, welche kleinlicher Konkurrenzneid innerlich einander feindlich machte. Teilnahmslosigkeit auch bei diesem Mr. Seitre. — Wo blieben ihre Vorstellungen von den glänzenden, großen Bühnen, dem rauschenden Leben in reichen Städten?

Dörfer, Marktflecken, kleine Akerbürgerstädte, das waren die Kreise, in die ihre Wanderung sie führte, und die große, bunte und glänzende Welt, von der sie geträumt hatte, lag noch immer in unsichtbarer Ferne. Und wenn sie dereinst krank sein würde, matt, oder von Mißgeschick in ihrem Beruf betroffen, wie heute, dann würde man sie vielleicht unterwegs liegen und ihrem Schicksal verfallen lassen.

Wie weich und mild war die Nacht! In stillem Frieden lag die Landstraße da, eingesäumt von den weißen Steinen, die im Mondesglanz schimmerten. Diese weiße, schimmernde Reihe konnte man weithin verfolgen, bis sie in der Ferne vor einer dunklen Gebäudemasse Halt zu machen schien.

Das war der Bahnhof, auf dem die Truppe angekommen war. Nettchen hörte den schrillen Pfiff der Züge. Sie sah die Signale wie rote und grüne Blendlichter aufsteigen und wieder sinken. Abgerissene Töne drangen durch die Nacht zu ihr herüber — das Läuten der Bahnhofsglocke, das grelle Kreischen der im Rangieren begriffenen Wagen. —

Ein Gedanke blitzte in ihr auf, er trieb ihr ein glühendes Rot der Erregung ins Gesicht. Fliehen — den Zug besteigen! Nach Berlin zurück, in dieses Meer des bewegten Lebens, wo es ihr jetzt endlich gelingen mußte oben auf zu kommen! Sie hatte ihre Probezeit jetzt hinter sich, sie würde Engagement an einem der unzähligen, größeren Spezialitäten-Theater bekommen; ihren Vorstellungen haftete nun nicht mehr das Dilettantenhafte an, das sie zu Stanioli und seiner Truppe getrieben hatte; sie konnte, das fühlte sie, auch vor einem anspruchsvollen Publikum bestehen. —

Und sie würde Mr. Seitre nicht mehr sehen! Ein heißeres Rot noch flammte auf ihren Wangen, ihre Hände krampften sich. Nicht mehr in diese kalten, verächtlich blickenden Augen sehen, die sie eben so gleichgiltig gemessen hatten, nicht mehr dieses Herzklopfen empfinden, wenn die Trapezkünstlerin von drüben vertraulich zu ihm sprach, — nicht mehr diesen ohnmächtigen Schmerz erwachter Liebe!!!

Liebe!!! Sie sagte sich das Wort mit Zittern und Beben, mit Haß und Bohn und Verachtung gegen sich selbst erfüllt. „Ich kann nicht bleiben, — ich kann ihn nicht wiedersehen!“ schluchzte sie vor sich hin.

Sie schloß das Fenster, ging auf und ab, und sie fühlte wie alle die Gründe, die sie sich vorher für ihr Fliehen plausibel gemacht hatte, in nichts zerfielen, und daß es Angst war, unendliche Angst vor dieser plötzlich erwachten, hoffnungslosen Leidenschaft, was sie bei Nacht und Nebel ans Davonlaufen denken ließ.

„Nein! Nein!“ flüsterte sie erregt. „Es wäre eine Schande — und so stolz bin ich noch, daß ich mich nicht mit den Gedanken an einen hänge, der mich nicht will.“ Trotzig, den Kopf zurückgeworfen stand sie da. „Aber ich kann nicht bleiben!“ schoß es ihr plötzlich wieder heiß durchs Herz. Sie ging an ihren Reisekoffer, der schon für den morgigen Aufbruch gepackt stand, und schloß ihn energisch ab. „Ob ich will oder nicht!“ sagte sie laut, als spräche sie zu einer Anzahl Menschen, „ich muß mir einen neuen Hahn besorgen, — morgen Abend würde ich nur von neuem Spott einernnten — für jeden Fall muß ich reisen.“ Und diese gegen sich selbst gebrauchte Ausrede setzte sich sofort in ihr wie etwas Unumstößliches fest. Es wollte ihr einfallen, daß sie den noch in keinem Bildungsgang begriffenen Hahn schlimmstenfalls auf jedem Dorfe unterwegs erhandeln könne. Aber rasch wies sie diesen Gedanken ab: „Die Berliner Hähne sind doch etwas ganz Besonderes,“ sagte sie sich eigensinnig; „ein gewöhnlicher Dorfhahn hätte nie erlernt, was mein guter alter konnte. Ich werde wieder zu meiner Federviehhändlerin gehen und mir dort ein Tierchen aussuchen.“

Als fielen ihr Vergeslasten von der Seele, so frei ward ihr zu Mute, als sie nunmehr ihren Fluchtplan ins Werk zu setzen begann. Instinktmäßig fühlte sie, daß, wenn sie sich aus dieser Liebesaffäre noch zu rechter Zeit zu retten mußte, sie auch mit der Leichtigkeit ihrer Natur alsbald die ersten Schmerzen vergessen

würde. Zum ersten mal in ihrem Leben hörte sie auf die Warnung, die ihr besseres Ich ihr zurief; sie ahnte, daß sie in einer Gefahr stand, die größer und tiefer war, wie bisher jede andere in ihrem unbeschützten Dasein. Daß Mr. Seitre sie mit dem magnetischen Blick seiner kalten grauen Augen würde verderben können und daß das einzige Heil in der Flucht zu suchen wäre. —

Sie öffnete leise die Kammerthür und trat in den Hof hinaus. Den kleinen Reisekorb schleppte sie in beiden Armen.

Alles war dunkel, verschlossen und still.

Aber sie wußte, wohin sie sich zu wenden hatte. Mit dem Korb im Arm, schlich sie sich am Wirtshause vorbei; durch die niedrigen Fenster sah sie ihre Kollegen und Kolleginnen beim Kartenspiel eifrig um den Tisch versammelt — Mr. Seitre war nicht mehr dabei.

Sie schleppte den Korb mit aller Kraft quer über den Hof, den im Hintergrunde, schon ganz in Dunkelheit und Stille gelegenen Ställen zu. Durch einen der herzförmigen Ausschnitte eines großen, schwarzen Thores schimmerte noch Licht. Sie näherte dem Spalt die Lippen: „Ist noch Jemand wach?“

Sofort ertönte von innen das leise Klirren einer Halfterkette.

Zugleich hörte Nettchen die Stimme des Knechtes, die beruhigend „hola! nur hola!“ rief. Darauf kam das Schlürfen der ausgetretenen Lederpantinen auf die Thür zu, und der Knecht, der die Angewohnheit hatte, auf der Futterkiste beim Putzen des Riemenzeugs einzuschlafen, anstatt zur rechten Zeit sein Lager aufzusuchen, erschien schlaftrunken im Rahmen der Thür.

„Ich muß Sie aufstören,“ sagte Nettchen, indem sie eilig durch den geöffneten Spalt in den Stall eintrat. „Und ich wollte Sie um einen großen Gefallen bitten, lieber — wie heißen Sie doch?“

„Karl“, sagte der Knecht mit scheuer Stimme.

„Also Karl!“ nahm Nettchen in fliegender Hast ihre Rede wieder auf. „Sehen Sie, Karl, ich bin gezwungen, heute Nacht noch von hier abzureisen, mit dem Zuge, der in anderthalb Stunden über Halle nach Berlin abgeht. Aber weil man mich nicht so gleich fortlassen würde — ich habe Kontrakt mit dem Herrn Direktor — muß ich mich heimlich entfernen. Wollen Sie mir nun behilflich sein, daß ich meine Sachen nach der Bahn bekomme?“

Der Knecht stand da, in blöder Haltung, das Licht der Laterne, die er trug, schwälte zu seinen roten Fingern auf. „Das werde ich wohl nicht dürfen!“ sagte er, indem er auf die Wand starrte. „Es könnte mich meine Stelle kosten.“

„Ich gebe Ihnen zwei Thaler!“ rief Nettchen, die vor Ungeduld zitterte. „Mein Gott, Sie helfen ja doch bei keiner Missethat! Es ist doch nur das gute Recht jedes Menschen, daß er davon geht, wenn es ihm dort, wo ihn das Schicksal gerade hingetrieben, zu eng und zu angstvoll wird.“

Etwas von der Herzensangst, die sie antrieb, war in ihre Worte getreten, hatte den Ausdruck derselben gesteigert.

Der Knecht stand noch immer in derselben Haltung da. Ein blödes, traumhaftes Lächeln ging über seine Züge.

„Na!“ sagte er, „fort, was Einem nicht mehr wohl ist. Wenn man das könnte!“

„Und warum nicht?“ rief Nettchen lebhaft aus. „Man soll nicht thun, was Einem quält! Man muß nur den Mut zu Allem haben, dann wirds schon gehen.“

„Dann wirds schon gehn,“ wiederholte mechanisch der Knecht, indem er nach der Halfterkette des immer noch unruhigen Pferdes griff, und langsam den Kopf des Tieres zu sich heran zog. Es lag etwas Sanftes in dieser Bewegung, und seine Stimme klang ergeben, als er jetzt hinzufügte: „Also was soll ich Ihnen helfen, Fräulein?“

„Sie müssen mit mir nach dem Bahnhof,“ sagte Nettchen. „Außer diesem Korb hier habe ich noch einen zweiten, in welchem ich meine abgerichteten Vögel unterbringe. Er steht in dem kleinen Verschlage, über meinem Geflügelstall. Diese beiden Körbe müssen wir auf Ihre Karre nehmen. Rasch, ehe die anderen herauskommen. Dann kann es fortgehen.“

Langsam fuhr sich der Knecht mit der Hand in das Haar, unschlüssig, als hielten ihn noch neue Gedanken.

„Das wird morgen ein schönes Hallo geben,“ sagte er, „wenn mein Herr von der Sache erfährt.“ —

„Aber Ihrem Herrn kann ja gar nichts daran gelegen sein!“ rief Nettchen, heftig vor Ungeduld. „Was geht es den an, ob eins von der Truppe eine Nacht früher reist als die andern — unsere Rechnung ist beglichen, Sie haben es ja selbst gesehen, und ich sage Ihnen doch, daß ich ja nur davonlaufe, weil ich mich so unglücklich fühle.“ —

Der Knecht blickte scheu in das erregte Gesicht. „Na, denn mag's losgehen,“ sagte er.

Er setzte die Laterne an die Erde, warf seine Nachtjacke ab und fuhr in seine wollene Zoppe. Dann holte er aus einer Ecke des Stalles einen Ballen Schnur, hing die Laterne an einem Haken unter der Decke auf, warf noch einen prüfenden Blick über die schlafend am Boden liegenden Pferde, packte eine alte Schiebkarre, deren Gurte er sich über die Schulter legte, und folgte Nettchen auf den dunklen Hof hinaus.

Eilig, doch leise schritten sie dem vom Hause etwas entfernt stehenden, grünen Artistenwagen zu, ächzend unter der Last von Korb und Karre.

„Durch den Hof können wir mit der Karre nicht zurück,“ sagte der Knecht. „Das Quitschen der Räder würde unsere Leute aufmerksam machen. Halten Sie mir, wenn Sie so gut sein wollen, einen Augenblick die Stricke. Ich will nur Licht machen.“ — Er zog Streichhölzer aus der Tasche, die er an seinem Beinkleid rieb, und erleichtert sah Nettchen auf das Aufblitzen, das einen schwachen Lichtschimmer verursachte.

Der Knecht steckte nun die am Quitsche der Arche Noah angebrachte Wagenlaterne an. Sofort erhob das Geflügel, in deren enges Verließ durch die Wandspalten der fahle Schimmer hindurchdrang, ein lebhaftes Geschnatter; in der Meinung es sei bereits Morgen und die Zeit des ersten Frühstücks gekommen, begann in dem im Wagen befindlichen Ställen ein wildes Flügelschlagen. „Wir müssen uns eilen,“ sagte der Knecht, „und sie beim Kopf kriegen, sonst schreien sie den ganzen Hof in Aufruhr.“

Nettchen hatte bereits die Thür des Stallverschlages geschlossen. „Ruhe!“ rief sie mit unterdrückter Stimme in das Gefängnis hinein. „Wer hier noch schnattert, wird aufgehängt. Seht, seit vernünftig, wir reisen jetzt zu Besuch bei Großmama'n.“ Und beschwichtigend, als spräche sie zu kleinen Kindern, überstürzte sie sich in gütlichem Zureden, während sie Vogel um Vogel beim Schlafittchen erfaßte, und in den Korb warf, den der Knecht ihr aus dem Verschlage herunter gelangt hatte.

Karl stand da und sah mit offenem Munde zu. Das kindliche, lebhaft geplapper, das die thörichten Tiere in der That zu beruhigen schien, setzte ihn in das größte Erstaunen. So hatte er noch nie Jemanden mit dem lieben Vieh verhandeln hören, und seine Sympathie für dieses schöne, fremde Fräulein wuchs. Auch er war ja gewöhnt sich und seinen vierbeinigen Freunden die Stunden der gegenseitigen Einsamkeit durch Plaudern zu vertreiben.

„So!“ sagte Nettchen, als der letzte Zögling mit einem Schrei des Widerspruchs in den Korb geflogen war. „Nun etwas Stroh zwischen Korb und Deckel schieben, daß die Gesellschaft Luft behält. Dann den Strick ringsherum. Binden Sie fester, Karl, meine Täubchen sind glatt und flink wie die Mäuse, die drängen sich durch die engste Luke.“

Endlich standen die beiden Körbe auf der Karre. Karl wand die Stricke fest um die Bagage, und befestigte die Schnur am

Sinterteil des Gefährts. Darauf schlang er sich den Gut um den Leib und zog an.

Sie traten auf die Landstraße hinaus. „Noch den Hof abschließen,“ sagte der Knecht, „dann mag's vorwärts gehn.“ Es war ihm eigentümlich zu Mute. An Stelle der Zaghaftigkeit war ein seltsamer Frohsinn in sein Herz gezogen. In dieser Reisegeellschaft, mit dem schönen Mädchen und ihrem Korb fröhlich schnatternden Geflügels hätte er jetzt bis ans Ende der Welt gehen mögen. Eilig bewegte sich der kleine Zug auf der Landstraße vorwärts. „Wir wollen den Weg durchs Gehölz,“ sagte Karl, „das ist näher zum Bahnhof, und wir brauchen da nicht durchs Dorf.“ Und sie bogen in den Wald ein.

„Wir wollen ein Lied singen,“ sagte Nettchen, als sie aus der Nähe der Häuser waren, und auf dem einsamen, mondbeschieneenen Waldwege fürbaß schritten. Ihre Augen blitzten, die alte Abenteuerlust erwachte in ihr. „Singen Sie mit, Karl!“ sagte sie lächelnd. Und mit ihrer frischen Stimme begann sie halblaut:

„Das Wandern ist des Müllers Lust,  
Das Wandern ist des Müllers Lust,  
Das Wa—an—dern.“

Der Knecht war mit seinem heiseren Bass eingefallen. Er wußte nicht wie ihm war. Ihm schien es, als ginge er nicht durch den Wald, durch den er allmorgendlich die Kühe zur Weide trieb, sondern als sei er in ein Stück Märchenland versetzt. Ab und zu fuhr er mit lautem Räuspern in seinen Gesang hinein, um ihn glatter und hell zu machen, dann tönten die beiden Stimmen wieder zusammen, und nur der Aufschrei einer Gans, oder das Kollern des Truthahns, dem es ungemütlich im Korb wurde, unterbrach zuweilen für einen Augenblick das Duett.

„Da sind wir!“ sagte Nettchen, als der Bahnhof sich vor ihnen zeigte.

Der Knecht richtete den Kopf unter dem Ziehgurt empor und blickte blöde auf diesen Gebäudekomplex, von dem er jeden Fußbreit kannte. Ein plötzlicher Schmerz durchzuckte ihn und hilflos zog er weiter.

„Nun will ich mir das Bilet lösen — ich muß vierter Klasse fahren, weil ich die Körbe bei mir behalten muß,“ sagte Nettchen, indem sie mit ihrem neuen Freunde vor dem Eingange zum Gepäckraum stehen blieb. „Sie bleiben wohl so lange bei den Sachen, Karl.“ Sie hatte ihre Hand ausgestreckt, und ehe er es verhindern konnte, ihm zwei Thalerstücke in die Tasche seiner Weste geschoben.

So flüchtig die Berührung auch war, den Knecht durchzuckte sie wie glühendes Feuer. Seine Hände griffen nach der Stelle auf seiner Brust, die Nettchen flüchtig gestreift hatte, und starr blickte er ihr nach.

Nettchen war in den Bahnhofskflur getreten. Die Kasse war aber noch geschlossen.

Nun trat sie auf den Perron hinaus; niemand war zu sehen, den sie hätte fragen können. Kurz entschlossen öffnete sie die Thür zum Wartesaal. — (Fortsetzung folgt.)

### ✻ Allerlei. ✻

Wie wirkt der elektrische Schlag? A. Brocca schildert, nach der „Nordd. Allg. Ztg.“, die Wirkung eines elektrischen Schlages, den er in seinem Laboratorium erlitt, in folgender Weise: „Ich wurde infolge eines Muskeltetanus (Starrkrampf) zur Erde geschleudert und versuchte dabei aber doch, mich von den Elektroden frei zu machen. Ich wollte auch um Hilfe rufen, aber es entrang sich mir ein unartikulierter Schrei meinen Lippen. Dann verlor ich jegliche Empfindung in Armen und Beinen, und es schien mir, als ob sich die Wände des Saales grün färbten und sich in einem Winkel von 45 Grad gegen mich neigten. Hierauf verlor ich das Bewußtsein. Einer meiner Mitarbeiter eilte herbei und durchschnitt die Drähte, worauf mir das Bewußtsein zurückkehrte. Ich empfand aber durchaus keine Schmerzen, nur eine starke Angst und Beklemmung, konnte auch gleich wieder gehen. Mir war, als ob ich nur noch Kopf und Beine besäße. Die Fingerbeugen blieben noch steif. Als meine Hände berührt wurden, hatte ich eine intensive Kälte-Empfindung, Krämpfen, Schlägen usw. merkte ich aber nicht. Nach drei bis vier Minuten funktionierten die Armbeuger wieder, nach einer Viertelstunde auch die Fingerbeuger. Die Ueberempfindlichkeit gegen Kälte hielt noch eine halbe Stunde an. Beim Umhergehen kam ich sofort außer Atem, und auch das Angstgefühl wich erst nach ein halb Stunden. Nach 48 Stunden waren alle Funktionen meines Organismus wieder vollständig normal.“

Die Gletscher in der Schweiz schwinden! Der Genfer Naturforscher Corcebon teilt dem „Journal de Geneve“ aus Arolla im Wallis einige sehr interessante Beobachtungen mit über das bedrohliche Zurückgehen der Gletscher in den schweizer Alpen: „Unsere Gletscher,“ schreibt er, „scheinen immer mehr bloße Schatten ihrer früheren Größe werden zu wollen, kümmerliche Gerippe, die von mächtigen Moränenwellen fast begraben daliegen. Ueberall sind unsere Gletscher im Schwinden begriffen. Ich erinnere mich, daß uns Herr Professor F. A. Forel im Jahre 1886 hier bei Arolla in eine prächtige Eiszgrotte geführt hat, die er vor 20 Minuten vom Hotel entdeckt hatte. Heute ist nicht nur die schöne Grotte verschwunden, sondern man braucht nicht weniger als ein Viertel Stunde, um vom Hotel aus den Gletscher zu erreichen. Dafür aber beginnen sich auf den Moränen schöne Lärchen- und Arvenwäldchen und sogar

Tannen anzufiedeln, was für die Gegend immerhin auch sein Gutes hat. Im Herbst werden es 25 Jahre sein, daß ich mit zwei Führern den Bertolgletscher zwischen Zermatt und Arolla überschritten habe. Der Bertolgletscher reichte damals noch tief ins Thal herab und berührte beinahe den Arollagletscher. Heute stiegen wir ohne Schwierigkeit bis auf 500 Meter unter den Bertolpaß. Herr Anzeruh, der schon seit 1860 jeden Sommer nach Arolla kommt, glaubt steif und fest, daß die Gletscher, die jetzt dieses Thal von Italien scheiden, mit den Jahren ganz verschwinden werden, so daß die Walliser in nicht zu ferner Zukunft ihr Vieh über diesen jetzt mit Eis bedeckten Bergpaß nach Aosta auf den Markt werden treiben können.

Finken-Wettkämpfe. Im französischen Flandern, namentlich in Lille, Roubaix und Tourcoing, spielen vom März bis September die Wettkämpfe der Finken eine Rolle im Volksleben. Sie sind die Leidenschaft der Arbeiter und kleinen Leute. Die Finken werden zu 20 bis 30 Centimes auf dem Markt gekauft und, sofern sie Anlage als Sänger zeigen, geblendet. Wenn das gut der linken Hand festgehaltene Tierchen die rotglühende Stricknadel sieht, schließt es die Augen. Die Nadel versengt daher nur die Wimper, die dann beim Heilen zusammenwachsen. Der Vogel ist geblendet, ohne daß das Auge eigentlich verletzt ist. In seinem engen Käfig findet er durch Gewöhnung sein Futter und vertreibt sich die Zeit mit Gesang oder vielmehr Schlagen bis zum Heiserwerden. Obwohl blind, lebt der Fink zwanzig Jahre und darüber. Die Kenner unterscheiden sehr genau seine verschiedenen Weisen, die stets mit einem Gezwitscher endigen müssen, um bei den Wettkämpfen zu zählen. Es giebt Finken, die bis achthundert mal und selbst noch öfter in einer Stunde „schlagen“, d. h. ihre Weise wiederholen. Natürlich fehlen die Wetten bei den Besitzern und Zuhörern der Vögel nicht. Die Leute sitzen mäuschenstill beisammen, um genau zu hören und die Schläge zu zählen. Ein Wettkampf dauert oft sechs bis acht Stunden. An gewissen Festen, besonders Kirchweihen, sind oft bis fünfhundert Finken am Wettkampf beteiligt, bei dem seitens der Menschen übrigens auch dem landesüblichen Wachholderbranntwein stark zugesprochen zu werden pflegt. Finken, die unermülich in ihrem Schlagen sind, erreichen hohe Preise, von 30 bis 60 Fr., doch sind auch einzelne besonders hervorragende Schläger schon bis 100 und selbst 300 Fr. bezahlt worden.

## Unsere Bilder.

Das Raiffeisen-Denkmal in Heddesdorf-Neuwied, das vor einiger Zeit enthüllt worden ist, ehrt einen Mann, dem die Landwirtschaft unendlich viel zu danken hat. In seiner Thätigkeit als Verwaltungsbeamter, teils als Kreissekretär, teils als Bürgermeister von Landstädten, lernte Friedrich Wilhelm Raiffeisen die Bedürfnisse der Landwirtschaft vor allem betreffs der Kreditverhältnisse kennen und seiner Initiative, der durch ihn erfolgten Gründung von Genossenschaften war es zunächst zu danken, daß die Folgen des Notstandes 1846-47 in den seiner Wirkung unterstehenden Bezirken besser als anderswo überwunden wurde. Die von ihm geschaffenen Genossenschaften wurden schnell in weitesten landwirtschaftlichen Kreisen vorbildlich, und was Schulze-Dehlig für das Gewerbe wurde, ward Raiffeisen für die Landwirtschaft. Raiffeisen wurde am 30. März 1818 in Hamm an der Sieg geboren und starb am 11. März 1888 zu Heddesdorf, wo ihm jetzt der Gedenkstein gesetzt ist.

## Gemeinnütziges.

**Mischung zum Möbelaupolieren.** Man mischt zu gleichen Teilen Terpentinöl, Alkohol und Pottasche, setzt dieser Mischung etwas weißes Wachs hinzu und rührt das Ganze mit einem hölzernen Spaten gut durcheinander. Diese Politur trägt man mit einem weichen Schwamm auf und reibt sie dann mit einem Stück Flanell blank.

**Ein haltbaren schwarzen Lack für eiserne Ofen** kann man herstellen, indem man 1 Kilogramm Holztee bis nahe zum Sieden erhitzt, dann 1/6 Kilogramm pulverisierten Eisenbitriol hinzugefügt. Der obere zu lackierende Teil des Ofens wird nun erwärmt und der heiße Lack mittels Pinsels aufgetragen. Durch die Wärme des Ofens trocknet er rasch ein und erscheint als fester glänzender Ueberzug.

**Um Warzen zu beseitigen,** nehme man einen guten Teil Eichenrinde, wenn möglich von frisch gefällten Eichenbäumen, die man am leichtesten bei jedem Holzhändler oder Lohgerber erhalten kann, zerhaue dieselbe in ganz kleine Stücke und koche sie mit Wasser lange ab. In die ziemlich heiße Brühe halte man die Hände zweimal etwas lange hinein und wasche dann jeden Tag ein paarmal die Warzen kalt damit. In acht Tagen sind die Warzen verschwunden, ohne daß man sieht, wo sie gewesen haben. Die Warzen dürfen aber nicht wund sein.

## Nachtisch.

### 1. Rätsel.

Die Erste kann Dir bitteren Schmerz bereiten,  
Die sich — in anderem Sinn — mit Blumen schmückt;  
Siehst Du die Zweite durch die Fluten gleiten,  
Dich sicherlich das muntre Spiel entzückt;  
Das Ganze wird gegessen, doch so heißt  
Im Scherz auch der, dem fehlen Wit und Geist.

### 2. Bilderrätsel.



### 3. Ergänzungsrätsel.

a ar ar hol dro da dom ei for gel gen ho i lust na nach  
nal nik ra ran re rei tauf ti top u.

Aus obigen 26 Silben sind 13 dreisilbige Wörter zu bilden, die dieselbe — zu ergänzende — Mittelsilbe haben, und deren Anfangsbuchstaben den Titel eines Lustspiels von G. Freytag ergeben.

### 4. Buchstabenrätsel.

Wenn die Natur im Feierkleid  
Gold prangte rings zur Lenzeszeit,  
Hat oftmals mich sein Duft berauscht;  
Und gern hab ich dem süßen Schall,  
Mit dem es mir Frau Nachtigall  
Kopfflos zum besten gab, gelauscht.

### Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Die Schwester sitzt auf dem Baumstamme zwischen dem Baume und dem Mädchen.
2. Gebiät, Bicht.

## Lustiges.

### Auf der Jagd.



Diener: „Herr Baron, der Karo apportiert ein Huhn!“  
Baron: „Famos! Also doch getroffen!“  
Diener: „Aber es ist schon gebraten!“  
Baron: „O weh, mein Frühstück!“

### Moderne Dienstmädchen.

Junge Frau (zur Köchin):  
„Hören Sie, Bertha, wenn mein Mann fragt, wer den Braten hat anbrennen lassen, so nehmen Sie's auf sich, verstanden!“

Köchin: „Das will ich thun, gnä' Frau, aber meinem Bräutigam gegenüber müssen Sie selbst die Verantwortung tragen, sonst kriegen Sie die größten Unannehmlichkeiten!“

### Unter Bergsteigern.

Führer (dem Touristen eine Bergspitze zeigend): „Von dort ist im vorigen Jahre ein reicher Engländer abgestürzt!“

Tourist: „Ah! Zufällig?“

Führer: „Nein, zu seinem Vergnügen.“

### Höhere Bildung.

Verwalter: „Der Steinhofbauer hat seiner Toni wohl eine feine Erziehung gegeben?“

Bauer: „Däs will i meina — das Madel hat sogar Nerven!“

### Der Grund.

A.: „Die Liebe ist blind, sagt man.“

B.: „Ja wohl, ich vermute, daß aus dem Grunde die Liebenden so gerne im Dunkeln sitzen.“

### Modern.

Der Mann muß heutzutage ein Haus machen, in dem sich die Frau den Hof machen läßt.

### Eine gute Mutter.

Frau A.: „Na, was machen Ihre Kinder?“

Frau B.: „Ich danke, alles wohl! Nur der kleine Paul hat uns viel Sorge gemacht — er hätte sich nämlich beinahe mit Arsenik vergiftet. . . Wissen Sie, ich kann dem süßen Jungen nun einmal nichts abschlagen!“

### Bei 30 Grad R.

Büreaudienner (zu seinem Kollegen): „Was bedeutet denn täglich der Lärm und das Getreite im Bureau der Beamten, ehe es geschlossen wird?“

„Ach, die legen sich immer, ehe sie auseinander gehen, die Träume gegenseitig aus, die sie während der Büreaustunden gehabt haben!“

### Aus dem technischen Examen.

Professor: „Herr Kandidat, was stellen Sie sich unter einer Kettenbrücke vor?“

Kandidat: „Wasser, Herr Professor!“

### Gheltich.

A.: „Das Lotterielos, welches Du gefunden, hast Du doch zurückgegeben?“

B.: „Selbstverständlich, gleich nach der Ziehung!“

### Maltivös.

A.: „Lassen Sie uns mal vernünftig miteinander reden.“

B.: „Wollen Sie sich wirklich die Mühe machen?“